

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerinnenzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerinnenverein
Band: 58 (1953-1954)
Heft: 13

Artikel: Warum der Bucklige seine heitere Seele nicht verlor : aus Maria Wasers Roman : "wir Narren von gestern"
Autor: Waser, Maria
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-316204>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Lire, der zweite mit 200 000 Lire. Unter den Autoren befindet sich der durch sein Wirken weit über die Grenzen Italiens hinaus angesehene Professor La Pira, Sindaco von Florenz und Initiator der *Messa del Povere* sowie der Präsident der Akademie Auladi. Da ereignete sich ein weiteres Unglück, das nicht nur den Freunden der Orvietos tiefstes Mitgefühl entlockte: die in besten Jahren stehende Anna Lia fiel einem Unglücksfall zum Opfer. So muß der hochbetagte, doch immer noch rastlos tätige Angiolo Orvieto die gemeinsamen dichterischen Jugendträume zu Grabe tragen, ehe noch der mit der einzigen Tochter und dem Sohne gestiftete «Premio Laura Orvieto» den Namen und das Schaffen der verewigten Laura zu neuem Leben in höherem Sinne aufruft.

Spruch der Enterbten

Ihr nennt uns anormal —
Das Wort ist Schicksal, das Wort ist Qual.
Wir tragen es. Die Last ist schwer,
sie ist uns beschieden, wir fragen nicht
mehr.

Wir fragen nimmer: Wozu? Warum?
Leiden macht stark, leiden macht stumm.
Unsre Straße ist von Dornen umsäumt,
den Glückstraum haben wir nie geträumt.

Wir sind die vom Leben enterbte Schar,
die Sorge der Mutter, die uns gebär,
und müssen doch da sein, morgen wie heut.
auf daß ihr wißt, wie begnadet ihr seid.
Wenn euere Liebe an uns denkt,
habt ihr uns mehr als ein Scherflein
geschenkt.
Ein Wissen erhebt dann Greis und Kind:
daß wir nicht ganz verlassen sind.

Alfred Huggenberger

Warum der Bucklige seine heitere Seele nicht verlor

Aus Maria Wasers Roman: «Wir Narren von gestern»

Als ich dich zum ersten Male sah, Rehlein, es war am Tage deiner Geburt in der weißen Stube nach dem Gärtchen hin; man hatte Mutters gelbe Vorhänge gegen die helle Märzsonne gezogen, und nun war das Zimmer von goldenem Licht ganz voll. Auch gelbe Primeln waren da, die ersten des Jahres, mit ihrem durchsichtigen kühlen Geruch, und alles schien mir über die Maßen festlich und froh. Du lagst neben der Mutter, fest gewickelt; aber durch das dicke Tuch hindurch spürte man dein klares, gerades Körperlein. Und wie ich nun auf dem Gesicht der Mutter, das mir fremd und wie in Glanz verwandelt erschien, das große Glück las, kam es mir auf einmal zum Bewußtsein — vorher hatte ich mein Unglück nur für mich selbst empfunden —, was sie damals gelitten haben mußte, als sie zuerst meinen verwachsenen Leib sah. Ach, sie, die im Leben sonst alles gut und glücklich vollbrachte und die nichts Unschönes um sich litt! Ein Schmerz mußte das sein, neben dem alles andere Leid nichts mehr bedeutete, das mit dem Vater und auch der äußere große Wandel in ihrem Leben — nichts; denn es war der Schmerz, der jeden Morgen mit ihr aufstand und kein Ende nahm und der mit den Jahren wuchs. Mit der ganzen Grausamkeit, wie aus dem Hinterhalt, fiel mich diese Erkenntnis an, und so mußte es sein, daß der feierlichste Augenblick meines Lebens mir das größte Weh brachte.

Indes streckte meine Mutter die Hand nach mir aus und lächelte mich an, daß ihr warmer Blick mich durchleuchtete: «Siehst du, das gehört nun uns, und gelt, wir wollen es lieb haben und ihm Sorge tragen, daß ein gutes und glückliches Menschlein aus ihm wird!» Und mit meinen zitternden Fin-

gern strich sie über dein dunkles Samtköpflein. Ihr lieber Arm hielt mich so sicher, ich fühlte deinen warmen Hauch in mir, und da standest du auf einmal nimmer zwischen uns, sondern mir war, als ob wir dich auf gemeinsamen Händen trugen, meine Mutter und ich, und da war auch die heftige Freude und das Gefühl, daß nun das Allerschönste in unser Dasein gekommen sei und mein Leben eine Aufgabe erhalten habe. Wie schön hätte das alles werden können, Rehlein!

Aber die Freude konnte mich doch nicht daran hindern, daß ich von nun an mein Unglück unter einem andern Gesicht sah, daß ich mit argwöhnischem Spürsinn mein vierzehnjähriges Leben durchsuchte und das Verhalten meiner Mutter gegen ihre ungleichen Kinder zerpfückte. Das waren häßliche, verworrene Zeiten, wo ich Weltverachtung lernen wollte und doch nur mich selbst verachten mußte; denn ich fühlte wohl, daß es die gemeinsame Eifersucht war, die in mir bohrte, und wie ich daran ging, der Mutter zu dem unverschuldeten noch den selbstgewollten Kummer zu häufen. Aber meine Mutter, die in die Tiefe jedes Schmerzes sah und es wohl verstand, das Unbewußte unter seiner Decke zu lassen, wo es not tat, vermochte es auch diesmal, meine arme Seele zu erlösen, ohne ein Wort, ohne eine einzige hindeutende Gebärde, bloß dadurch, daß sie unverändert in ihrem lautern Wesen verharrte und all meinen unausgesprochenen Fragen standhielt. Und da ich bei allem trotzigsten Forschen und dem schlimmsten Willen am Bild der Mutter keinen Zug entdeckte, darin nicht ihre Liebe zu mir zu erkennen war und diese Heiterkeit, die mit Lustigsein weniger zu tun hatte als mit dem ausgesöhnten Herzen, verlor sich nach und nach alle Bitterkeit, die jene Erkenntnis in mir aufgescheucht hatte, und das junge Herz fand seinen alten Glauben.

Peter Grüning sagte es einmal: «Was mußt du für eine Mutter gehabt haben, daß du so unverbittert und ohne Mißtrauen deinen Buckel durch die Welt trägst und dir diesen Menschenglauben erhältst, den keiner von uns gradgewachsenen Seelenkrüppeln aufbringt! Eine große, eine ganze Frau muß das gewesen sein!» Um dieses einen Wortes willen hätte ich den Menschen lieben müssen bis ans Ende.

D' Muetter isch no gäng drby!

Mängisch z'Obe no dr Arbet,
wenn ig ändlig rueje cha,
gwahr ig, aß ig uf em Bänkli,
d'Händ mueß übereinander ha.

's Bättli han ig lang vergässe,
's mueß drum öppis anders sy;
's goht mr noch vo deheime:
D'Muetter isch no gäng drby!

Josef Reinhart: «Im grüne Chlee»

Das «Heiligenstädter Testament» des tauben Ludwig van Beethoven

Dieses Vermächtnis Ludwig van Beethovens — entnommen der Beethoven-Biographie J. A. Lux' — ist eines der erschütterndsten Dokumente der Menschheit. Der tief bedauernswerte geniale Musiker klagt hier über seine zunehmende Taubheit.

Oh, Ihr Menschen, die Ihr mich für feindselig, störrisch oder eigensinnig haltet, wie Unrecht tut Ihr mir! Ihr wißt nicht die geheime Ursache von dem, was Euch so scheint. Mein Herz und mein Sinn waren von Kindheit an für das zarte Gefühl des Wohlwollens; große Taten zu voll-